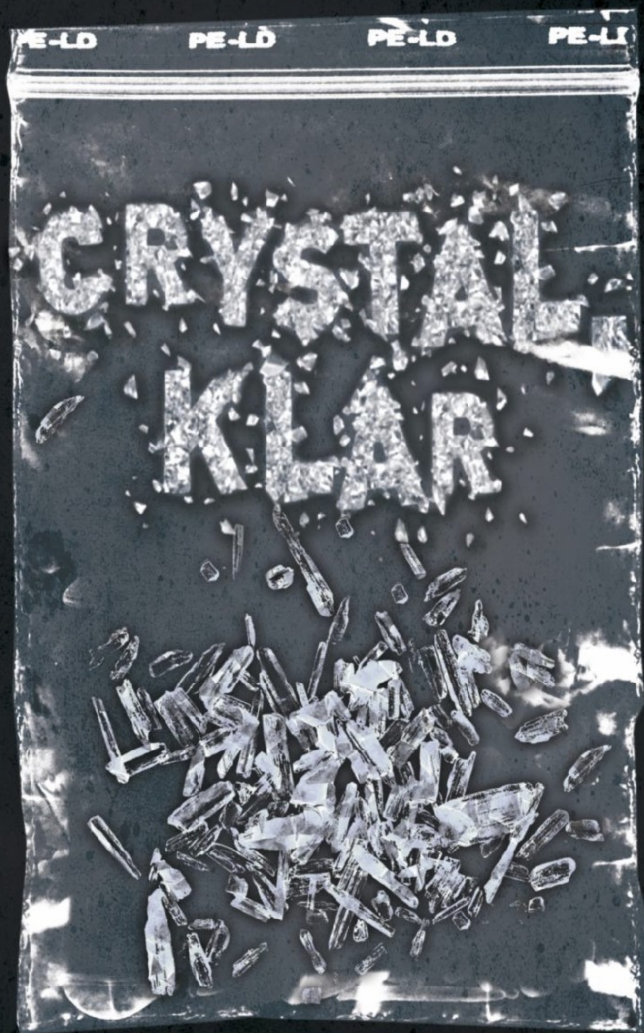


DOMINIK FORSTER



Mein Leben als Junkie,
Dealer, Häftling



ullstein

Das Buch

Fear and Loathing in Nürnberg: Dominik Forster hat alles mitgemacht. Als Kind träumte er noch von einer Karriere als Profifußballer, sein Vater war auf dem Bolzplatz sein großer Held. Doch als Dominik auf eine soziale Brennpunktschule kam, auf der er ausgegrenzt und gemobbt wurde, während sein Vater immer mehr in den Alkoholismus und seine Mutter immer weiter in eine Angststörung abrutschte, verlor auch Dominik den Halt. Und so kam er vom gelegentlichen Grasrauchen zu MDMA, Speed und schließlich Crystal. Mit dem Drogenkonsum verlor sich der Kontakt zur Außenwelt, zu Ausbildung und Familie. Also machte Dominik das, was er gut konnte: konsumieren und dealen. Was ihm zunächst wie der Weg zum großen Geld erschien, zeigte bald seine Kehrseite: Statt Millioneneinnahmen und Machtmonopol folgten Absturz und Gefängnisstrafe. Und so musste sich Dominik durch Psychoterror und Entzug kämpfen. Doch er ließ sich nicht unterkriegen. Heute führt er ein selbstbestimmtes Leben, engagiert sich ehrenamtlich in der Suchtprävention und leistet Aufklärungsarbeit über Drogenmissbrauch bei Jugendlichen. Das ist seine Geschichte.

Der Autor

Dominik Forster wurde 1988 in Nürnberg geboren. Es folgten Gefängnisaufenthalte und Therapie von 2010 bis 2012. Heute arbeitet Dominik Forster selbständig in der Suchtprävention. Er besucht regelmäßig Schulen und klärt dort über die Gefahren von Drogenmissbrauch auf. Er ist Mitbegründer des Mountain Activity Clubs, einem gemeinnützigen Verein für Prävention und Peerarbeit, und beteiligt am Projekt Spotting – selektive Prävention für junge Risikokonsumenten/innen.

Vorwort

»Die können es riechen, wenn du Angst hast!«

2010 habe ich die Hölle auf Erden betreten: die Jugendvollzugsanstalt. Und zwar nicht irgendeine, sondern die gefürchtetste und berüchtigtste in ganz Bayern. Hochsicherheitstrakt. Endstation. Zwei Jahre und sechs Monate. Neunhundertzwölf Tage.

»Am besten, du schlägst jedem gleich in die Fresse«, war der Rat, den ich von Mithäftlingen in der Untersuchungshaft bekam. Einen auf Macker machen, sonst ist man gleich das Opfer, und das für die gesamte Haftzeit. Die Gerüchte haben sich bewahrheitet. Was im Knast abgeht, kann sich niemand vorstellen, der es nicht am eigenen Leib erfahren hat. Dort gilt das Recht des Stärkeren. Fressen oder gefressen werden. Fickst du sie nicht, ficken sie dich.

»Da haben Sie ja richtig Glück gehabt, dass Sie Ihre Strafe im Jugendvollzug absitzen durften. Da geht's ja nicht so zur Sache wie bei den Erwachsenen«, hat eine Journalistin mal zu mir gesagt. Bullshit. Stellt euch Hunderte von testosterongeladenen, aggressiven Jugendlichen vor, die ununterbrochen beweisen wollen, wer den Längsten hat, und das auf möglichst brutale Art. Und man kann ihnen nicht entkommen. Die Wärter können da nicht viel machen, die sind den Knastregeln

genauso unterworfen wie die Häftlinge: Wer Schwäche zeigt, wird bestraft. Und wer es den Wärtern petzt, ist etwas noch Schlimmeres als ein Opfer: eine Ratte. Und so hatte ich jeden Tag in der JVA Angst um mein Leben und kam als gebrochener Mann wieder raus.

Zurück in Freiheit haben mir meine Mitmenschen mit einem Lächeln im Gesicht zu verstehen gegeben, dass ich ein süchtiger Ex-Knacki bin, der mit vierundzwanzig Jahren sein Leben gegen die Wand gefahren hat. Ich wusste nicht, was ich machen sollte. Also habe ich geschrieben.

Im September 2012 habe ich die ersten Sätze von crystal.klar in den PC eines Mitbewohners gehackt. Zu diesem Zeitpunkt war ich arbeitslos, habe auf einer Luftmatratze gepennt und war ständig besoffen, weil ich die Wirklichkeit nicht ertragen habe. Ich saß nicht mehr im Gefängnis, war aber immer noch gefangen. Türen konnte ich öffnen, traute mich aber nicht, hindurchzugehen.

Drei Jahre lang habe ich jeden Tag geschrieben. Ich musste schreiben, um irgendwie klarzukommen. Wenn du auf acht Quadratmetern sitzt, auf kahle Wände starrst und das Gefühl hast, langsam irre zu werden, musst du dir die vierundzwanzig Stunden des Tages aufteilen: Körperhygiene, Liegestütze, Sit-ups, Kippe drehen – sich beschäftigen.

2015 gab mir dann ein kleiner Verlag aus Berlin die Chance, mein Werk zu veröffentlichen: »Wir haben kein Geld für Werbung, aber wir bringen dein Buch raus!«

Norbert Wittmann hat mir beigebracht, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Egal, wie weit und steinig dein Weg auch sein mag, irgendwann bist du am Gipfel. Aus wackligen Tapsern wurden schließlich feste Schritte und

weite Strecken. Heute bin ich seit sieben Jahren clean. Ich rauche und trinke nicht, versuche ein Vorbild zu sein.

Als Jugendlicher hielt ich es für die größte Herausforderung, ein Leben wie im Film zu führen. Heute weiß ich, dass das Leben selbst die Herausforderung ist. Ich habe gerade noch so die Kurve gekriegt. Nach unzähligen lebensbedrohlichen Situationen, nach Sucht, Dealen, Knast, Entzug, stationärer und ambulanter Therapie stehe ich heutzutage vor Schulklassen, Polizeibeamten, Justizvollzugsbeamten, Psychologen, Sozialarbeitern und Eltern und erzähle ihnen meine Geschichte. Aufklärungsarbeit und Suchtprävention sind jetzt meine Aufgaben. Meine Droge: das Leben selbst. Die Arbeit mit Jugendlichen, die Beziehung zu meiner Freundin, das Schreiben dieses Buches.

Wenn ich heute vor einer Schulklasse stehe, kann ich mir oftmals gar nicht mehr vorstellen, dass ich es gewesen bin, der all diese Dinge erlebt hat. Und wenn ich in die Augen dreizehnjähriger Kinder blicke und diese sich für einen kurzen Moment verstanden fühlen, weiß ich: Es hat sich gelohnt, weiterzumachen.

Von diesem Weitermachen erzähle ich hier, ehrlich und ungeschminkt, sowohl was die Geschehnisse als auch was die Sprache angeht. Das ist nicht immer leicht und auch nicht immer schön.

»Muss die Sprache denn so hart sein?«, fragen sich viele, wenn sie meine Geschichte lesen. Die Antwort: ja. Weil es echt ist. Weil es meinen persönlichen Weg beschreibt, der so und nicht anders war, an den ich mich so und nicht anders erinnere. Wenn manche Teile des Buches abgehackt oder unzusammenhängend wirken,

dann genau deswegen: weil ich einfach nicht mehr alles weiß. Die Drogen haben Teile meines Gedächtnisses zerstört. Meine Lektoren und ich haben versucht, alles möglichst nachvollziehbar wieder zusammenzusetzen, aber letztendlich bleibt immer ein Rest übrig, bei dem man sich fragt: What the fuck?

Willkommen in meiner Welt.

Absturz

Nur mit Boxershorts bekleidet stehe ich im Badezimmer. Nervös tappe ich hin und her, kann nicht still stehen, rauche eine Kippe nach der anderen, ununterbrochen, und schnippe die Stummel in die Badewanne. Das Fenster ist geschlossen. Der Qualm steht förmlich in der Luft und brennt in meinen Augen. Mein Körper ist übersät mit Tausenden kleinen, blutigen Kratern. Das Blut der aufgestochenen Methpickel läuft mir über den Rücken, tropft auf den verschmierten Boden. In meiner linken Hand halte ich einen kleinen Spiegel, in meiner rechten eine mittlerweile rotschwarze Nagelschere. Auf der Waschmaschine liegt ein Feuerzeug. Bevor ich mir die Spitze der Schere in die Haut ramme, desinfiziere ich sie mit der Flamme.

»Geil, geil, geil, wieder einen erwischt!«

Seit Stunden bin ich damit beschäftigt, mir kleine Käfer aus der Haut zu schneiden und in einem Gefäß zu sammeln. In Akkordarbeit bearbeite ich meine Schultern, meine Brust, die Innenseite meiner Oberschenkel – vergeblich! Mit jedem rausgeschnittenen Käfer schlüpfen drei neue ...

Mittlerweile nehme ich jeden Tag etwa fünf Gramm Speed, Koks oder Crystal. XTC läuft noch nebenbei. Dazu zig Joints und Kippen. Doch trotz all der Drogen

bin ich ständig mehr und mehr angepisst und deprimiert. Das Hochgefühl, das sich anfangs mit dem Konsum eingestellt hat, kommt schon lange nicht mehr auf. Ständig dämmere ich tagelang in einer Art Wachkoma vor mich hin, während dessen ich nichts von der Welt mitbekomme. Der Rekord sind dreizehn Tage. Dreizehn Tage wach. Klingt wie ein schlechter Partyspruch, ist aber bittere Realität. Nichts mit Krawall und Remmiedemmi. Eher Abfuck und Depression.

Du musst einfach noch mehr nehmen, dann wird es schon wieder, lautet mein selbstmörderisches Konzept.

Die Tage, an denen ich halbwegs wach bin, sehen immer gleich aus: Ich rauche einen Kopf nach dem anderen. Wenn ich dann der Meinung bin, genug gekifft zu haben, gehe ich ins Schlafzimmer, hole mir einen Stein, hacke den auf und beginne, Linien quer über den Glas-tisch zu legen und eine nach der anderen zu ziehen. Mein Konsum ist längst völlig außer Kontrolle geraten. Habe ich die jemals gehabt? Keine Ahnung.

Kindheit

Ich bin in einer gewöhnlichen Gegend in der Nürnberger Südstadt aufgewachsen. Ich habe dort mit meinen Eltern und meinem jüngeren Bruder in einer Vierzimmerwohnung gelebt, zweites Obergeschoss, typisches Miets-
haus, eins von tausenden.

Unsere Hausverwalterin war eine alte, verbitterte Hexe. Sie hatte es sich offensichtlich zur Lebensaufgabe gemacht, allen auf den Nerv zu gehen. Ihr Lebensinhalt bestand darin, stets darauf zu achten, welcher Mieter wann und wo gegen eine ihrer heiligen Regeln verstieß.

Ihr Mann war eigentlich ganz cool, leider stand er voll unter dem Pantoffel seiner Frau.

Ihr Sohn war definitiv nicht das hellste Licht am Kronleuchter. Wenn der von seinem Vater ein neues Fahrrad bekommen hatte, sah man seine Freunde am Spielplatz neben ihm herrennen. Die konnten sich so ein Bike natürlich nicht leisten, was er natürlich super fand. Er fühlte sich wie ein König. Ich hasste diesen Typen. Allerdings war auch ich selbst einige Male dort zu Besuch, um Süßigkeiten abzustauben. Für zwei Stunden gemeinsames Spielen gab es Schokolade und Gummibären ohne Ende. Die ganze Wohnung stand voller schwerer Holzmöbel, richtig spießig. Im Fernsehen lief immer Das Erste.

Ich kannte den Nachrichtensprecher, über den hat sich

mein Papa oft aufgeregt. Papas Lieblingsbeschäftigung war es, auf dem Sofa zu sitzen und fernzuglotzen. Er hat dort stundenlang getrunken und geraucht. Zwischendurch gab es »Veschper«. Ich habe da gerne mitgegessen, aber lange hab ich es neben ihm nicht ausgehalten. Ich habe es gehasst, wenn er Bier trank, weil er stank und immer blöd lachte und redete.

Diese klebrigen braunen Flaschen standen überall in der Wohnung herum. Wenn ich am Wochenende früh aufgestanden bin, um meine Zeichentrickserien zu schauen, musste ich immer zuerst den Tisch leer räumen. Ich habe mich so vor den Aschenbechern und Bierflaschen geekelt, dass ich mir vorher meine Winterhandschuhe angezogen habe.

Mama hat sich immer fürchterlich darüber aufgeregt, dass Papa so einen Schweinestall hinterlässt.

Im untersten Schub unseres Vorratsschranks standen stets zwei Kästen Wolfshöher. Im Sommer hat Papa oft seine Bierflaschen ins Eisfach gestellt und da drin vergessen. Mama musste dann immer das Eisfach abtauen und alle Lebensmittel wegwerfen.

»Meine Nerven«, hat sie gestammelt und dabei eine nach der anderen geraucht. Ich glaube, das Rauchen war die einzige wirkliche Gemeinsamkeit meiner Eltern.

Damit es Mama in solchen Situationen schnell wieder besser ging, nahm sie Beruhigungstabletten. Die lagen in einer silbernen Schüssel, in der auch die Nagelscheren lagen. Ich durfte da nicht ran, und deshalb stand die Schüssel auch weit oben. Natürlich bin ich trotzdem ran gekommen.

Mit meinem jüngeren Bruder Joris habe ich mich nie besonders gut verstanden. Ich habe ihn lieb, aber irgend-

wie sind wir nicht auf einer Wellenlänge. Wir haben uns damals oft gestritten, ich habe häufig meine Wut an ihm ausgelassen.

Joris wurde immer von den anderen verarscht, weil er pummelig war und schielte.

»Da kommt der Bruder vom Fettsack-Schieler!«, haben die Gleichaltrigen immer gerufen, wenn ich zum Fußballspielen kam.

Einmal habe ich dem Jungen, der meinen Bruder immer verarscht hat, die Nase gebrochen. Ich habe ihm mit voller Wucht eine Kopfnuss verpasst. Als er am Boden lag, habe ich auf ihn eingetreten. Meinen Eltern oder Joris habe ich davon nie etwas erzählt.

Ich spielte damals ständig Fußball mit den Nachbarskindern. Ich fand es toll, als kleiner Scheißer schon mit den Großen kicken zu dürfen. Mein Traum war es, später als Profi viel Geld zu verdienen und irgendwann mit Ronaldo zusammen in einer Mannschaft zu spielen. Fußball war einfach super. Ich bolzte jeden Tag – egal mit wem und gegen wen –, bis die Straßenlaternen angingen und ich nach Hause musste.

Das Größte war für mich, wenn mein Vater abends nach der Arbeit noch zu uns auf den Bolzplatz kam und mit mir und den anderen aus der Nachbarschaft gekickt hat. Beim Fußballspielen war mein Papa einfach super. Das hat die ganze Raucherei und Trinkerei für mich überblendet, in diesen Momenten konnte er mein Held sein. Er kam mir dann immer riesig vor, obwohl er nur einsiebzig groß ist. Damals hatte er kräftiges, langes schwar-

zes Haar, eine runde Brille und einen runden Bauch. Dafür arme wie Popeye, der Seemann. Zusammen waren wir ein super Team und verstanden uns blind. Jeder meiner Freunde hätte gerne so einen Papa gehabt. Ich war mächtig stolz auf ihn. So stolz, dass ich in der siebten Klasse einen ganzen Aufsatz über ihn geschrieben habe. Thema: *Wie ich einmal werden will!* Die meisten wollten Superheld oder Polizist werden. Ich wollte einfach nur werden wie mein Papa. Zumindest auf dem Bolzplatz.

Mit neun Jahren bin ich vom Werkstattdach gefallen. Eigentlich sollte ich da schon tot sein.

Mein Dad besaß eine kleine Autovermietung. Für die Firma veranstaltete er jeden Sommer ein kleines Grillfest im Hinterhof. Ich fand es furchtbar langweilig, die ganze Zeit mit den Erwachsenen am Tisch zu sitzen, zwischen den blöden Aschenbechern und Bierflaschen. Also habe ich lieber in der Einfahrt Fußball gespielt. Dabei habe ich meinen Ball aufs Werkstattdach geschossen. Also stieg ich zunächst auf einen kleinen Zaun, vom Zaun auf einen Baum und vom Baum auf ein kleines Trafohäuschen, von dort schließlich rüber aufs Werkstattdach. Wow, ich war mächtig stolz auf mich und wollte meinem Papa zeigen, wie ich da alleine hochgekommen war. Nur habe ich ihn gar nicht mehr gesehen. Er mich vermutlich auch nicht. Keiner hat mich gesehen. Als ich vom Dach hinunterschaute, bekam ich voll die Panik. Es waren locker fünf Meter, und ich hatte keine Ahnung, wie ich da je wieder heil runterkommen sollte. Ich beschloss, auf die andere Seite zu gehen. Auf halbem Weg stieß ich auf so

eine Kuppel aus Kunststoffglas. Da wollte ich unbedingt durchschauen! Ab dem Moment weiß ich nichts mehr.

Aufgewacht bin ich auf der Intensivstation im Krankenhaus, mit Schläuchen und Drähten im Körper. Die Ärzte erzählten mir später, ich hätte ununterbrochen geschrien. Vermutlich, weil ich nichts mehr hören konnte. Ich bin aus fünf Metern ungebremst mit dem Kopf auf den Betonboden gekracht. Diagnose: dreifacher Schädelbasisbruch mit Innenohrabriss. Die Knorpel in meinem Ohr hatte es in die Schädelmitte gedrückt und mein Trommelfell zerfetzt. Ich hätte eigentlich tot oder behindert sein müssen.

Drei lange Wochen blieb ich im Krankenhaus, davon eine Woche auf der Intensivstation. Mein Vater wich die ganze Zeit nicht von meiner Seite, er war immer da. Als ich im Koma lag, las er mir aus meinem Lieblingscomic vor. Immer und immer wieder, so lange, bis ich aufgewacht bin. Meine Mutter kam jeden Tag mit meinem kleinen Bruder zu Besuch.

Sie erzählte mir später, dass die eine Seite meines Kopfes ganz normal ausgesehen habe, während die andere auf die dreifache Größe angeschwollen gewesen sei.

Dennoch ging es mir überraschend schnell wieder besser. Allerdings dachten die Ärzte, dass mein Kopf etwas abbekommen hätte, weil ich den ganzen Tag lachte. Aber das war Blödsinn! Ich war einfach nur froh und glücklich, so viel Zeit mit meinem Vater verbringen zu können. Gemeinsam erforschten wir das Südklinikum, das erst neu gebaut worden war. Mein Papa schob mich dabei mit dem Rollstuhl durch die Gegend, und jedes Mal bekam ich eine Pizza. Ich fand das alles herrlich aufregend, es ging mir gut.

Meine Verletzungen sind schnell abgeheilt, übrig blieb nur eine große Narbe hinter dem linken Ohr. Nach sechs Monaten habe ich wieder Fußball gespielt, als wäre nix gewesen, und selbst Kopfbälle waren für mich kein Problem. Das Kicken war natürlich gegen den ärztlichen Rat, aber nichts konnte mich davon abhalten, auf dem Bolzplatz zu stehen. Zu diesem Zeitpunkt konnte ich mir überhaupt nicht vorstellen, was das Leben noch mehr zu bieten hätte.

Meinte Mutter ist aus diesem Erlebnis nicht so unbekümmert hervorgegangen. Nach meinem Unfall entwickelte sie eine chronische Angststörung, eine Nervenkrankheit, die sie mit noch stärkeren Beruhigungstabletten erträglich zu machen versuchte. Ich habe als Kind gar nicht realisiert, was da mit ihr passierte, und mein saufender Vater war ihr auch keine große Hilfe. So hat meine Mutter einfach weitergemacht, sie hatte ja zwei Kinder zu versorgen und einen Haushalt zu führen. Es sollte mit der Zeit immer schlimmer werden mit ihrer Vereinsamung, und auch ihr Gesundheitszustand hat sich immer weiter verschlechtert. Das alles hat zu einer immer größeren Entfremdung in unserer Familie beigetragen, so dass meine Eltern von den Problemen, die ich später in der Schule bekam, so gut wie nichts mitbekamen und ich damit auf mich allein gestellt war.

Bis zu meinem dreizehnten Geburtstag ging ich echt gerne in die Schule. Alle meine Freunde waren dort. Dummerweise habe ich dann den Sprung auf die Realschule verpasst und musste auf eine Hauptschule wech-

seln, und das nicht auf irgendeine, sondern auf eine sogenannte Brennpunktschule, die in dem Ruf stand, eine der schlimmsten Schulen Nürnbergs zu sein. Es gingen Gerüchte um, dass jeder Neue sich dort prügeln müsse und mit dem Kopf in die Toilette getaucht würde, lauter solche Dinge. Dort sollten selbst Lehrer immer wieder mal bedroht und geschlagen worden sein.

Von heute auf morgen änderte sich alles. Ich kam in eine Klasse, die wild zusammengewürfelt war. Ich kannte niemanden, und ich fand auch keinen cool, mich wohl auch keiner. Vom ersten Tag an hatte ich überhaupt keine Lust, in diese Schule zu gehen, geschweige denn in diese Klasse.

Ich war schon immer sehr klein und dünn, nur war mir das bis zu diesem Zeitpunkt nie so bewusst gewesen. Hatte ja auch nie jemanden gestört. Jetzt aber waren alle in meiner Klasse mindestens einen Kopf größer. Selbst die Mädchen! Das war echt krass.

Vor meinem ersten Tag bin ich schon mit einem mulmigen Gefühl eingeschlafen. Eigentlich war mir die ganze Woche schon kotzübel gewesen, wenn ich nur daran dachte, dass ich bald auf diese verrufene Schule musste.

Am nächsten Morgen fuhr ich mit dem Fahrrad. Der Regen und die dicken Wolken am Himmel machten mir den Schulweg auch nicht gerade erträglicher. An meiner alten Schule war alles bunt und neu gewesen. Die jetzige war rostrot und alt, der Pausenhof grau in grau. Vor der Schule standen lauter Jugendliche, die rauchten. Mir rutschte schon jetzt das Herz in die Hose. Ich wollte mich eigentlich mit einem Fußballkumpel treffen und mit ihm zusammen in die Schule gehen, damit es leichter fällt. Doch daraus wurde nichts, weil seine Klas-

se erst später Schulbeginn hatte. So musste ich meinen ersten Gang also alleine antreten. Schritt für Schritt ging ich auf die Eingangstür zu. Ich erinnere mich noch gut an diesen enormen Geräuschpegel. Das lag vermutlich auch daran, dass diese Schule mehr als doppelt so groß war wie meine alte Schule, und so erschien mir auch mit jedem Meter alles größer und größer. Ich hätte mich am liebsten in meinem Scout-Ranzen, auf den Dinosaurier gedruckt waren, versteckt. Apropos Schulranzen: Keiner außer mir hatte eine Büchertasche! Alle hatten einen coolen Eastpak-Rucksack, der lässig über eine Schulter geschwungen wurde.

Ich schlängelte mich also, es war bereits kurz vor acht, total gehetzt durch das Treppenhaus. Da war es – mein neues Klassenzimmer. Ich atmete dreimal tief durch und öffnete die Tür. Für einen Moment herrschte völlige Stille. Die Sonnenstrahlen, die durch die Fenster blitzten, blendeten mich kurzzeitig. Für ein paar Sekunden sah ich nur noch Sternchen. Alle Blicke waren wohl auf mich gerichtet. Ich wollte etwas Cooles sagen, doch ein fetter Kloß schnürte mir den Hals zu. Jeder Tisch war besetzt, außer, na klar: der ganz vorne.

Ohne jemanden eines Blickes zu würdigen, ging ich dorthin, setzte mich und verschränkte die Arme. Ich hatte große Mühe, mit meinen Füßen den Boden zu berühren. Dann wurde es wieder lauter.

Als die Lehrerin hereinkam, blickte ich unauffällig durch die Meute: alles komische Typen. Ich konnte mir nicht vorstellen, mit irgendeinem von denen ein Gespräch zu beginnen, geschweige denn mich mit jemandem anzufreunden.

Ich saß da und begann mir leidzutun. Die Zeit schlepp-

te sich dahin. Dann kam der erste Pausenschlag. Und damit die Angst!

Die Pausen hatte ich mir richtig schlimm vorgestellt, sehr viel schlimmer als den Unterricht, da war ja zumindest ein Lehrer im Zimmer! Bitte, bitte ich will nicht den Kopf ins Klo getaucht bekommen, stammelte meine innere Stimme. Und jetzt drückte meine Angst unaufhörlich auf meine Blase, da war nichts zu machen. Vorsichtig betrat ich die Schultoilette. Uff, alleine! Es roch nach Urin und Rauch. Um mich herum beleuchteten Neonröhren vergilbte Fliesen. Schnell rein in eine Kabine und die Tür verschließen. Mein Blick wanderte nach oben. Über mir waren Gitter montiert. Wofür die wohl gut sein sollten? Damit da keiner drüber klettern konnte? In der Grundschule hatte es so was jedenfalls nicht gegeben!

Ich versuchte zu pinkeln. Bei mir ist das etwas eigen. Ich habe Probleme zu pinkeln, wenn ich mich unwohl fühle. Auch wenn ich dringend muss, es kommt einfach nichts!

In dem Moment knallte die Tür auf, und ich hörte Schritte und Gepolter. Mehrere Personen schrien herum und traten gegen die Kabinen.

»Ey, Kleiner, raus mit dir, aber schnell. Los, Mann, mach die Tür auf!«

Oh Gott! Ich atmete schneller, wurde nervös. Scheiße, genau so etwas hatte ich doch vermeiden wollen. Es polterte erneut.

»Mach jetzt die Scheißtür auf!«

Zitternd und total verängstigt öffnete ich die Tür, nicht wissend, was gleich passieren würde. Vor mir standen drei Schüler mit Kippe im Mund. Der eine zog an seiner Zigarette, pustete mir den Rauch ins Gesicht, packte

mich mit beiden Händen am Kragen, riss mich aus der Toilette und drückte mich gegen die Wand.

»Du hast hier nichts zu suchen, verstanden! Verschwinde, und wenn du jemandem was sagst, dann fick ich dich. Verstanden?!«

Ich war noch nie in meinem Leben so brutal angegangen worden. In mir stieg die Panik hoch, drückte mir den Atem ab.

Ich konnte nur irgendwas dämlich daherstammeln: »Ich wollte doch nur auf die Toilette«, oder so ähnlich.

»Was willst du, Toilette? Mann! Werd bloß nicht frech, sonst setzt es gleich was! Geh woanders in die Hose kacken! Verpiss dich!«

Er packte mich am Nacken, stieß die Tür auf und schubste mich in den Waschraum. Ich verlor das Gleichgewicht und knallte mit dem Kopf voll gegen die Tür. Sofort stand ich wieder auf und rannte auf den Gang, als wäre der Teufel persönlich hinter mir her. Mein Atem ging schwer, mein Kopf schmerzte und war knallrot. Ich konnte gar nicht mehr aufhören zu zittern. Auf dem Gang lief ich wie ein aufgeschrecktes Huhn hin und her. Von links und rechts bekam ich Remppler ab, die ich nur noch teilweise wahrnahm. Langsam tauchte alles in einen stummen Nebel ab, wie in Zeitlupe tobte das Leben um mich weiter, drang kaum noch zu mir durch. Mir war kalt, und ich wollte weinen, oder noch besser, sterben. Am liebsten wäre ich heulend nach Hause gerannt und hätte alles meiner Mutter erzählt. Aber ich wollte nicht, dass sie sich die nächsten Jahre über jeden Tag Sorgen um mich machte. Ich wollte nicht, dass sie wegen mir wieder zu ihren Tabletten greifen musste. Papa wäre dann nur noch später als sonst von der Arbeit heimge-

kommen, und die beiden hätten sich noch mehr angeschrien.

Ich wollte nicht, dass sie sich wegen mir stritten, dass es ihnen wegen mir schlechtging. Ich wollte ihnen nicht zur Last fallen. Also hielt ich den Mund

Den restlichen Tag bekam ich vom Unterricht so gut wie nichts mehr mit. Mein Blick galt einzig der Uhr. Ob die Typen wohl auf mich warteten? Ich hatte denen doch überhaupt nichts getan. Die zweite Pause blieb ich allein im Klassenzimmer.

Nach dem Ende des Unterrichts stürmten alle nach draußen. Ich ließ mir extra viel Zeit und überlegte, ob ich der Lehrerin vielleicht den Vorfall schildern sollte, ließ es aber letztendlich. Ich schlich zu meinem Fahrrad, das ich am Hintereingang der Schule abgestellt hatte.

Von weitem sah ich die drei am Ausgang stehen.

»Oh Mann, bitte nicht«, wimmerte ich leise vor mich hin.

Eine Weile stand ich völlig ratlos da. Wie sollte ich denn jetzt an denen vorbei zu meinem Fahrrad kommen? Stehenlassen konnte ich es auf keinen Fall. Andererseits war es nur eine Frage von Augenblicken, bis sie mich entdecken würden.

»Ey, Junge, komm mal her! Hast du Geld?«

Ich wollte weglaufen, blieb aber wie angewurzelt stehen. Meine Füße gehorchten mir nicht. Die Typen kamen näher und näher. Dann standen sie in einem Halbkreis um mich herum.

Warum ich, warum ausgerechnet ich? Was zum Teufel wollen die bloß von mir?

»Junge, was schaust du mich so dämlich an? Brauchst du ein neues Passbild oder was?«

»Lass mich doch in Ruhe, ich hab dir gar nix getan!«

Er lachte mich aus. Die anderen beiden sagten die ganze Zeit über kein Wort, hatten die Arme verschränkt und glotzten mich an.

»Ich muss dir wohl eine Lektion erteilen, oder was?«, setzte der Erste mich unter Druck. Er ballte die Faust, als plötzlich ein Lehrer auftauchte.

»Hey, was ist denn hier los? Lasst den Jungen in Ruhe!«

»Scheiße, Mann! Kommt, Jungs, wir verziehen uns.«

Der Anführer fuchtelte mit seiner Hand vor meinem Gesicht herum und grinste mich fies an: »Wir beide sind noch lange nicht fertig, Kleiner. Ich finde dich!«

Und weg waren sie.

»Ist alles in Ordnung? Was wollten die denn von dir?«, fragte mich der Lehrer. Er wirkte sehr nett und ernsthaft besorgt.

»Ich weiß nicht. Ich muss jetzt aber gehen. Vielen Dank für Ihre Hilfe.«

Ich rannte schnell zu meinem Fahrrad. Der Rucksack, halb so groß wie ich, wippte auf und ab und zog mich förmlich zu Boden. Die Entfernung zu meinem Rad kam mir wie eine Ewigkeit vor. Hastig sprang ich auf und fuhr nach Hause.

Noch im Hausgang fiel mir das Atmen schwer. Kaum hatte ich den Schlüssel in das Schloss gesteckt und umgedreht, spürte ich endlich die vertraute Wärme.

»Na, wie war der erste Schultag?«, flötete meine Mutter mit erwartungsvoller Stimme aus der Küche. Ich schloss erst einmal die Tür. Meine Mutter war gerade am Kochen, was mir ganz recht war. Sie hätte bestimmt gemerkt, dass etwas nicht in Ordnung war, also atmete ich einmal kurz durch.

»Alles in Ordnung. Bin nur total erledigt. Ich lege mich noch ein bisschen hin, okay?«, antwortete ich und versuchte dabei fröhlich zu klingen.

»Na klar, mein Schatz. Ich hebe dir was vom Essen auf.«

Ich schmiss mich aufs Bett. Decke über den Kopf. Mir war speiübel. Mir graute vor dem morgigen Tag.

Die kommenden Tage und Monate über wurde ich mehr und mehr zum Außenseiter. So sehr, dass ich mich selbst nicht mehr wiedererkannte.

Ich gewöhnte mich allmählich an die Sticheleien von meinen Mitschülern, die zum Beispiel meine Federmappe hochhielten und hin und her warfen, weil ich zu klein war, um ranzukommen.

Zu Hause habe ich weiterhin nichts davon erzählt und versucht, die negativen Erlebnisse zu verdrängen. Zugleich aber wuchs in mir eine ungeheure Wut.

Sobald ich aus der Schule kam, ging ich auf den Fußballplatz, um abzuschalten und Spaß zu haben. Beim Kicken hatte ich ihn wenigstens noch. Auf dem Bolzer war ich immer noch der alte Domi. Umgeben von meinen Freunden fühlte ich mich wohl, bis, ja, bis wir im Winter dann Eisfußball gespielt haben. Eisfußball war eine coole Sache. Durch das Herumgerutsche war es einfach sehr viel schwerer, mit dem Ball zu jonglieren, und wir landeten dauernd auf der Fresse. Es machte uns höllisch Spaß. Zu viel Spaß! Diagnose: schwere Leistenzerrungen auf beiden Seiten.

Der Arzt versicherte mir, dass dies keine schlimme

Verletzung sei, er so etwas schon tausendmal behandelt habe und ich in drei Wochen wieder spielen könne. Das war für mich aber schwer vorstellbar, denn ich konnte nicht einmal richtig laufen. Und wie ich befürchtet hatte, sollten sich meine Verletzungen noch eine ganze Weile hinziehen. Um genau zu sein: Ich sollte bis zu meinem sechzehnten Lebensjahr dauerhaft Schmerzen haben. Mein Traum vom Fußballinternat war damit geplatzt.

Ich erinnere mich, wie ich auf meinem Holzbett saß und mit starrem Blick auf meine Posterwand vor mich hin trauerte. Ich sammelte Poster von Superhelden und Fußballstars. Wie schnell sich doch alles ändern kann, dachte ich. Die Schule ist zum Kotzen, und mit meiner Verletzung kann ich nicht mehr raus auf den Bolzplatz. Alles entwickelte sich immer düsterer.

Um wenigstens irgendetwas zu unternehmen, habe ich mich mit Damian und Rolli aus meiner Klasse angefreundet: den beiden anderen Vollnerds! Was blieb mir anderes übrig?

Trotz anfänglicher Schwierigkeiten wurden wir irgendwann tatsächlich richtig gute Kumpels.

Rolli war ein absoluter Computerspielfreak: groß, spargeldürr und mit dünnem Haar. Ich weiß noch ganz genau, dass er in einer Tour geredet hat, zumindest mit mir. Bei Fremden war Rolli eher schweigsam, extrem schüchtern. Wenn er dann doch mal was erzählt hat, geschah das ohne Punkt und Komma. Meistens ging es um irgendwelche Videospiel-Cheats, die er angewandt hat, um das nächste Level zu erreichen. Wenn ich ihm aber mal was erzählen wollte, hat er nie richtig zugehört. Und weil er ununterbrochen gezockt hat und ich kein Fußball

mehr spielen konnte, entschied ich mich irgendwann, das Gleiche zu tun.

Damian war total schräg. Er hat auch nicht wirklich zu uns gepasst. Eigentlich hat er zu niemandem gepasst. Er war seltsam, und sein Hobby war es auch: Er fuhr Straßenbahnhaltestellen ab und prägte sich deren Namen ein. Er kannte jede Haltestelle im Nürnberger Netz auswendig, jede Linie inklusive deren Abfahrtszeiten. Mit so einem unternimmt doch keiner was! Außer mir. Dennoch habe ich mir einige seiner Gewohnheiten abgeschaut und nachgeahmt. Damian kam zum Beispiel oft mit ungekämmten Haaren oder nur mit einer Scheibe Toastbrot und Wasser in die Schule. Ich habe dann dasselbe gemacht. Er war auch richtig gut in der Schule und hat viel gelernt, auch daran hab ich mir ein Beispiel genommen.

Irgendwann hab ich mitbekommen, dass er in einer widerlichen Drecksbude hausen musste. Dermaßen eklig und schimmelig, dass ich dafür überhaupt keine Worte finde. Wahrscheinlich war er deswegen so merkwürdig und zurückgezogen. Wenn ich es mir genau überlege, ist das auch die Antwort auf die Frage, warum er immer nur eine Scheibe Toast dabei hatte, alte, dreckige Klamotten trug und sich nicht gekämmt hat.

Mir gefiel es überhaupt nicht auf der Hauptschule. Ich wollte unbedingt auf die Realschule wechseln, aber Damian hat mich überredet, zu bleiben. Außerdem meinte er, dass ich mit dem M-Zweig ein Jahr sparen und denselben Abschluss erreichen würde. Eine M-Klasse ist eine

Art Sonderklasse auf der Hauptschule, in der man seinen mittleren Bildungsabschluss anstrebt, der dem Realschulabschluss gleichgestellt ist. Damian, Rolli und ich hatten also den gleichen Plan. Wir wurden richtig gute Freunde. Die Nerds!

In der Schule waren wir ein Dreiergespann. Bekannt als die Lieblinge der Lehrer und der Erwachsenen. Alle in unserem Alter fanden uns merkwürdig, und niemand wollte etwas mit uns zu tun haben, was allerdings auf Gegenseitigkeit beruhte. Ich habe meine Mitschüler gehasst. Jeden einzelnen von ihnen.

Ich habe oft mitbekommen, wie sie schlecht über mich geredet haben. Um mich lächerlich zu machen, streichelte mich einer von ihnen mitten im Unterricht am Ohr, immer wenn der Lehrer etwas an die Tafel geschrieben hat. Alle lachten, und ich wusste mir nicht zu helfen. Ich hätte ihm am liebsten den Stuhl in die Fresse geschlagen, aber davor hatte ich zu große Angst.

Angst hatte ich generell; sie war mein ständiger Begleiter. Ich kann gar nicht genau sagen, vor was. Eben vor allem. Ich war völlig verunsichert und hilflos. So habe ich einfach versucht, jeden Tag zu überstehen, ohne Freude, ohne Ziel.

Oft habe ich mich stundenlang im Spiegel betrachtet, um herauszufinden, was den anderen an mir nicht passte. Dann habe ich aufgezählt, was mir selbst an mir nicht passte: Ich sah mit vierzehn Jahren aus wie mit elf, ich war mit Abstand der Kleinste und Schwächteste in meiner Klasse, ich war überhaupt nicht zufrieden mit mir und schon gar nicht damit, wie sich mein Leben so entwickelt hatte.

Durch den Schulwechsel sah ich meine alten Freunde

vom Fußballplatz nicht wieder. Nicht, dass der Weg viel weiter gewesen wäre, aber es rief mich keiner mehr an. Recht schnell war von dem aufgeweckten, bei allen beliebten kleinen Jungen nicht mehr viel übrig.

Zudem trug ich, weil das meiner Mama immer sehr gefallen hatte, einen Topfschnitt. Als meine Haare dann die entsprechende Länge hatten, klemmte ich sie mir auch noch hinter die Ohren. Ich sah echt beschissen aus! Meine Klamotten habe ich immer viel zu groß getragen. Ich hab wohl gehofft, dass ich so schneller hineinwachsen würde. Es ist einige Male vorgekommen, dass mich Kinder, mit denen ich früher gebolzt hatte, auf dem Pausenhof verprügelt haben.

Nach der Schule flüchtete ich mich jedes Mal in eine Traumwelt, die ich mir durch Mangas wie *Dragon Ball Z* oder Filme wie *Karate Tiger* erschaffen hatte. Egal ob Comic oder Film, die Geschichten blieben im Prinzip immer dieselben: Ein merkwürdiger, schwächlicher Junge, ein Außenseiter, den keiner leiden mochte, trainierte plötzlich Tag für Tag wie ein Verrückter und hatte irgendwann die Superkraft, exakt die Idioten zu retten, vor denen er immer Angst gehabt hatte. So wurde er zum Superhelden, den alle bewunderten und liebten! Jede Nacht träumte ich davon, dieser Junge zu sein. Also begann ich zu trainieren: Liegestütze, Klimmzüge und Sit-ups bis zum Umfallen. Außerdem ging ich zum Karate-, Judo- und Kung-Fu-Training. Das Fußballspielen war vorbei.

Den Kampfsport habe ich hauptsächlich betrieben, um mein Selbstbewusstsein zu steigern und mich im Notfall wehren zu können. Durch das Krafttraining habe ich versucht, meine kindliche Seite endlich los-

zuwerden. Anders als in den Filmen, die ich mir ständig angesehen habe, wollte ich jedoch die Idioten, die mich erniedrigt hatten, nicht beschützen, sondern mich an ihnen rächen.

Zunehmend faszinierte mich Gewalt. Klar, im wirklichen Leben hätte ich meine Phantasien niemals ausleben können, also mussten Videospiele her wie *Manhunt*, ähnlich wie *Counter Strike*, nur viel brutaler. In dem Spiel ging es darum, so viele Menschen wie möglich umzubringen, und das auf möglichst brutale Art und Weise. Dem Opfer die Plastiktüte von hinten über den Kopf ziehen und dann so lange auf die Nase schlagen, bis das Opfer qualvoll an seinem eigenen Blut erstickt. Das fanden wir geil. Wenn man einen bestimmten Level erreichte, konnte man seine Opfer auch in Brand stecken. Richtig irre, wenn das Opfer brennend herumsprang und versuchte, sich zu löschen, es aber natürlich nicht schaffte und letztendlich kreperte. Gebannt saßen wir so stundenlang vor der Kiste und waren total fasziniert. Wie das wohl wäre, wenn wir wirklich jemanden anzündeten?

Eines Nachmittags saßen Damian und ich bei Rolli in der Wohnung und haben PlayStation gezockt. An jenem Tag war auch Torben mit von der Partie. Er war dreizehn und musste eine Schule für Schwererziehbare besuchen. Soweit wir das mitbekommen hatten, litt er unter einer geistigen Behinderung, die mit siebzig Prozent eingestuft wurde. Unkontrollierbare Wutausbrüche und ein paar spezielle Ticks waren die Folge.

Wir waren also alle bei Rolli.

»Ey, Rolli, sprüh mal den Arm von Torben mit Deo ein, dann zünden wir ihn an!«, feuerte Damian die ausgelassene Stimmung an. Keine Ahnung, wo er die schwachsinnige Idee aufgeschnappt hatte. Torben war krass, für jeden Scheiß zu haben. Keine Sekunde später brannte sein Arm. Rolli hat die Flammen gleich wieder mit einem Tuch erstickt. Nichts war passiert. Gebrülle und Gejohle!

»Los, Mann, weiter, weiter!«, grölte Damian.

Immer wieder haben wir Torben eingesprüht, angezündet und wieder gelöscht, jeder durfte einmal. Nicht dass er Angst gehabt hätte oder das alles unter Zwang passierte, ich glaube, Torben fand es irgendwie geil, von allen beklatscht zu werden. Wir besprühten ihn immer großflächiger und zögerten das Löschen immer länger hinaus. Ich fand es superaufregend, was da in Rollis Zimmer abging, gleichzeitig hatte ich auch zunehmend Angst, dass Torben ernsthafte Verbrennungen davontragen könnte.

Torben hat kein einziges Mal »Hör auf« oder »Schluss« oder Ähnliches gesagt; stattdessen hat er wie blöd gegrinst. Vermutlich konnte er die Situation gar nicht richtig einschätzen

»Ich glaub, jetzt reicht's dann!«, murmelte ich irgendwann. Ich glaubte, dass Torben es inzwischen auch nicht mehr ganz so witzig fand.

Aber Rolli war wie besessen davon, Torben brennen zu sehen. Er sprühte ihm Kreise und Pentagramme auf den Rücken und Kreuze auf die Brust. Er und Damian haben dabei immer lauter und abgedrehter gelacht. Irgendwie lief es aus dem Ruder.

»Los, Damian, halt ihn fest!«

»Haut ab, ihr blöden Wichser!«

Jetzt war der Fun für Torben definitiv vorbei. Plötzlich stand er komplett in Flammen. Er schrie auf vor Schmerz. Augenblicklich lachte keiner mehr.

»Wirf dich auf den Boden!«, schrie ich.

Total panisch haben wir Torben in Decken gewickelt, das hatte ich irgendwo mal aufgeschnappt. Dann lag er einfach nur da, keiner wusste so recht, was jetzt zu tun war. Schlagartig wurde uns klar, was wir gerade getan hatten.

»Hallo, jemand zu Hause?«, rief Rollis Mutter, die gerade zur Wohnungstür hereinkam.

»Verdammte Scheiße, fuck, fuck, fuck!«, fluchten wir im Kanon und rannten wie die Duracell-Hasen durchs Zimmer.

»Was machen wir denn jetzt?«, wimmerte Rolli.

Ich stieß ihn zur Tür hinaus.

»Los, lenk deine Mutter ab! Schnell!«

Ein wahnsinniges Angstgefühl schoss mir durch den Körper. So einen Adrenalinstoß hatte ich noch nie erlebt. Damian half Torben auf die Beine, und der begann tatsächlich zu lachen. Wäre fast verbrannt, aber lachte sich einen Ast!

»Ich hab euch doch gesagt, ich halte das Feuer aus!«

»Puh! Torben, du Arsch!« Damian klopfte ihm auf die Schulter.

Mir fielen hundert Steine vom Herzen. Wir lachten wie die Wahnsinnigen. Gutgegangen!

So wie es aussah, roch Torben nur etwas verbrannt und war krebsrot im Gesicht!

»Los, Leute, wir hauen ab. Rolli lenkt seine Mutter ab, das ist unsere Chance.«

Im Vorbeirennen warfen wir einen Gruß in die Küche und waren schon zur Tür raus. Wir haben nie wieder ein Wort über diesen Tag verloren.

In der neunten Klasse ging es auf Klassenfahrt nach Burg Hoheneck. Klassenfahrt! In der Grundschule hatte das für mich Schnitzeljagd bedeutet, Spiele, Tischtennisturniere, Kinderdisco und den ganzen Tag Fußball spielen.

Die Pläne meiner jetzigen Mitschüler sahen jedoch anders aus. Nun bedeutete Klassenfahrt: dem Lehrer das Leben schwer machen, Scheiße bauen, heimlich rauchen, nachts in andere Zimmer schleichen und so viel Alk in sich hineinpresse, bis man fast ohnmächtig würde. Und zu guter Letzt noch den Forster verprügeln.

Da wollte ich auf keinen Fall dabei sein! Bevor ich mit den ganzen Idioten, die mich sowieso nicht leiden konnten, irgendwo hinfuhr, beantragte ich zusammen mit Damian lieber eine Prüfungsvorbereitung in einer anderen Klasse. Klingt nicht nur total nach Nerd, war es auch!

Ich hätte es auch definitiv durchgezogen, nur meinte unser Superpädagoge und Klassenleiter, dass wir uns ohnehin schon zu sehr von der Gruppe abkapselten und eine Klassenfahrt doch die perfekte Gelegenheit sei, um sich anzunähern und besser kennenzulernen.

Annähern? Tickte der noch ganz richtig?

Ich wollte mich weder annähern noch irgendjemanden von den Idioten besser kennenlernen. Ich wäre froh gewesen, wenn ich diese Saftsäcke nicht mehr hätte sehen müssen. Keine Chance! Widerwillig ging ich für fünf Tage auf Klassenfahrt.

Außerhalb der gezwungenen Gruppenaktivitäten verbrachten wir Nerds unsere Freizeit auf dem Zimmer. Keine drei Minuten nach Gruppenende hatten wir, also Damian und ich, uns in unserem Zimmer verbarrikadiert. Rolli war zwar auch mit uns im Zimmer, aber der blieb dann doch die meiste Zeit bei den anderen. Wenn wir mal länger aufgeblieben sind, dann so bis 21 Uhr. Nachts haben wir manchmal mit Damians Laserpointer in die Zimmer der anderen Mitschüler geleuchtet. Was waren wir doch für verdammt wilde Hunde!

Die Waschräume befanden sich auf dem Gang. Ich habe in den fünf Tagen kein einziges Mal geduscht. Es war für mich unvorstellbar, mich vor den anderen ausziehen. All das hat dazu beigetragen, dass wir uns noch weiter von den anderen distanzierten.

Dann kam der vierte Tag.

Die Gruppenaktivitäten waren früher zu Ende. Es war gerade erst fünfzehn Uhr. Damian und ich wollten noch einige Arbeitsblätter für die anstehende Klassenarbeit durcharbeiten. Wir kamen zügig voran, als plötzlich unsere Zimmertür aufgestoßen wurde.

Nathanael, Maik und Roland standen in der Tür.

»Damian, Dominik, was seid ihr eigentlich für krasse Schwuchteln! Wir suchen euch schon die ganze Zeit. Ihr seid hier tatsächlich am Lernen, oder was?«, starrten sie uns ungläubig an. »Was ist eigentlich mit euch los! Wir haben uns schon gefragt, was ihr den ganzen Tag macht«, Nathanael blickte abschätzig auf uns herab. Ich habe gewettet, dass ihr irgendwelche Nerd-Kartenspiele oder so was zockt, aber das hier. Ihr seid solche verdammt Loser!«

Wir blieben stumm.

Roland und Maik packten unsere Unterlagen und zerrissen sie. Nathanael randalierte, schmiss Stühle und Tische durch das Zimmer. Er riss sogar unser Waschbecken runter, als er versuchte, sich draufzusetzen. Damian saß erstarrt da und blickte auf den Boden. Ich wusste, dass er kurz davor war, sich in die Hose zu machen. Genau wie ich!

Herr Leutner, unser Klassenleiter, war natürlich stinksauer. Alle drei bekamen einen Verweis und mussten sich eine ewig lange Standpauke vor der versammelten Mannschaft anhören.

Letztlich wurden Nathanael und Co. in den Augen der anderen durch diesen Verweis noch ein bisschen cooler. Damian und mich beförderte die Standpauke des Lehrers endgültig ins Abseits. Zumal er keinen Zweifel daran ließ, dass wir die Lieben seien.

Danach wurde alles nur noch schlimmer. Jeder Schultag war eine Qual.

Ein Jahr später hatte ich endlich die Abschlussprüfungen hinter mich gebracht. Knapp zwei Wochen später war Zeugnisübergabe. Unser Klassenleiter gab die Noten bekannt. Ich war tierisch aufgeregt.

Damian und Rolli ging es wie mir: feuchte Hände! Den Rest der Klasse schien das alles nicht groß zu interessieren. Der Großteil kam schon angetrunken zum letzten Schultag.

»Nun«, begann Herr Leutner seine Abschlussrede, »es freut mich sehr, dass zwei der drei Jahrgangsbesten aus meiner Klasse stammen. Wie zu erwarten sind das Da-

mian und Dominik. Damian hat einen überdurchschnittlichen Wert von eins Komma drei, und Dominik, du hast einen ebenfalls sehr guten Notendurchschnitt von zwei Komma drei.«

Stille in der Klasse! Er hatte wohl erwartet, dass alle für Damian und mich Beifall klatschen würden oder so was. Bei jedem weiteren Zeugnis, das er anschließend übergab, jubelte die hohle Menge. Ich hatte nichts anderes erwartet. Für meinen Lehrer tat es mir fast ein wenig leid.

Jugendfreizeit

Eigentlich wollten Damian und ich nach unserem Abschluss in den Urlaub fahren, und so buchten wir eine Jugendfreizeit bei der AWO nach Cesenatico. Damian fuhr letztendlich doch nicht mit, seine Mutter konnte sich die Reise nicht leisten. Als ich das erfuhr, wäre ich am liebsten auch daheim geblieben, aber meine Eltern hatten schon das Geld dafür bezahlt, und da wollte ich sie nicht enttäuschen. Also Augen zu und durch.

Diesmal wollte ich nicht mehr der Außenseiter sein, ich hatte die Schnauze voll.

Ich bin ein super Typ, und diese Reise wird toll, versprach ich mir selber und polierte als Erstes meine Optik auf. Ich schnitt mir die Haare und kaufte haufenweise coole Klamotten – Hip-Hop-Style.

Dann ging es los. Ich war der Letzte, der den Bus betrat, und alle starrten mich wieder an. Genau wie in der Schule. Na, prima! Mir wurde flau im Magen, und ich war mir sicher, jeder konnte meine Unsicherheit riechen. Ich setzte mich zu einem noch kleineren, schwächeren Jungen. Neben dem wirkte sogar ich richtig cool.

Die Hälfte der Busfahrt redete ich mit niemandem und nahm heimlich meine Reisetabletten gegen den rebellierenden Magen auf der Bordtoilette ein. Mir wurde auf Reisen immer ziemlich schnell schlecht, und natür-

lich wollte ich vermeiden, dass ich alles vollkotzte. Außerdem hatte ich mir vor der Abreise noch eine BRAVO gekauft. Nicht, dass mich etwa interessierte, was da drin stand, aber ich hielt es für ein angemessenes Statussymbol. Also saß ich da und blätterte betont lässig so darin herum, bis ...

»Hey, du mit der BRAVO, kann ich die auch mal lesen, wenn du fertig bist?«, fragte mich ein Mädchen zwei Reihen vor mir.

»Ja, klar. Hier, kannst du haben.« Krasser Erfolg! »Sag mal, ist das deine erste Jugendreise?«, fragte ich hastig hinterher.

Mit dieser harmlosen Frage begann der beste Urlaub meines Lebens. Nach und nach kam ich mit den meisten Mitreisenden ins Gespräch. Es bildeten sich schnell zwei Gruppen. Auf der einen Seite die Skaterboys, die sich alle schon vor der Fahrt kannten. Acht Jungs mit langen Haaren und Skaterklamotten. Die konnte ich gleich nicht leiden und sprach auch kein Wort mit denen. Auf der anderen Seite ein bunt durcheinandergewürfelter Haufen. Und ich mittendrin!

Teddy, den ich beim Vortreffen kennengelernt hatte, war riesig, mindestens eins neunzig groß und fast genauso breit. Dabei war er gerade mal fünfzehn Jahre alt. Er stellte mir seinen Cousin Tomsen vor. Tomsen selbst stellte sich mir noch weitere dreimal auf der Hinfahrt vor. Das lag daran, dass er ziemlich bekifft war.

Die anderen Jungs aus unserem Achtmannzimmer waren auch lässig drauf. Vor allem Jakob war der Hit, auch wenn der alles andere als cool war. Er sah aus wie Jesus mit Zahnsperre, hatte immer ein weißes T-Shirt an, kombiniert mit braunen Sandalen, und wog vielleicht